

Die Philosophin Susan Neiman,
1955 im amerikanischen
Atlanta geboren, leitet das
Einstein-Forum in Potsdam
und lebt in Berlin

DIE ZEIT: Sie nennen sich selbst in Ihrem neuen Buch eine Linke und sagen als Philosophin »ich«. Ist so ein Bekenntnis sinnvoll, wenn Sie doch generell herausfinden wollen, was die Begriffe »links« und »woke« eigentlich heißen?

Susan Neiman: Ich wollte vor allem für mich selbst klären, was heutzutage links ist. Denn viele meiner über die Welt verstreuten Freunde, die sich immer als links verstanden haben, sagten in der letzten Zeit, sie seien es nicht mehr, weil links jetzt mit woke gleichgesetzt wird. Bis auf kleine Minderheiten bezeichnen sich wenige noch als Linke, wie es ein Albert Einstein selbstverständlich getan hat und wie ich es tue. Dafür hat sich im öffentlichen Diskurs der Ausdruck woke breitgemacht, auch wenn kaum jemand sich selbst so bezeichnet.

ZEIT: ... das Wort bezeichnet eigentlich die wachsame Sorge um ausgegrenzte Menschen.

Neiman: Inzwischen kennt man es eher als ein Schimpfwort. Vielleicht steckte im Wort woke von Anfang an ein Keim, es zu missbrauchen, weil es unscharf war. Auch deshalb wird es seit Langem von Rechten strategisch eingesetzt. Woke wird der Kampfbegriff sein, mit dem die Republikaner im nächsten US-Wahlkampf gegen die Demokraten losziehen werden. Es besteht also Klärungsbedarf. Und ich möchte zu dieser Klärung als eine Linke beitragen, die ihre Ursprünge in der amerikanischen Bürgerrechtsbewegung hat. Wenn ich in der ersten Person schreibe, dann natürlich vorsichtig. Aber ich habe auch mein Vorbild Jean Améry vor Augen, der in fast allen seinen Büchern als Philosoph die Ichform klug in seine Argumentation eingebettet hat, also keineswegs narzisstisch. Auch Hannah Arendt, Wittgenstein, Sartre, Beauvoir oder Rousseau haben in ihren Texten »ich« gesagt.

ZEIT: Wer ist das also: Ihr Ich?

Neiman: Ich verstehe mich als Verteidigerin der Aufklärung, seitdem ich als Studentin gemerkt habe, dass die Texte eines Rousseau oder Diderot oder Kant aus dem 18. Jahrhundert oft aktueller sind als die Gegenwartsphilosophie und dazu viel lesbarer – sie sind nicht Fachtexte, sondern sprechen jeden denkenden Menschen an. Aber ich verstehe mich zugleich als eine jüdische Universalistin, als Frau, als Linke, als Philosophin.

ZEIT: Statt nur eines Ichs sind da viele Ichs, gleichzeitig?

Neiman: Wir alle haben mehrere variierende Identitäten. Mal ist bei mir die Identität der Kant-Expertin vorrangig, mal die der Frau, der Mutter, mal die der Jüdin oder der Universalistin. Was mich an der heutigen Identitätspolitik der Woken so ärgert, ist die Festlegung auf nur zwei Identitäten, die uns vermeintlich bestimmen, das sind *race* und *gender*: also diejenigen Eigenschaften, die am meisten determiniert sind, weil wir sie mehr oder weniger umstritten qua Geburt haben. In diesem Denken der Woken sind wir nicht, was wir uns ausgesucht haben oder wozu wir uns gemacht haben. Das halte ich für eine Verarmung.

ZEIT: Was genau ist woke?

Neiman: Der Ausdruck ist erstmals 1938 in dem Lied *Scottsboro Boys* des großen Bluesmusikers Leadbelly belegt. Es ist neun schwarzen Teenagern gewidmet, deren Hinrichtung wegen Vergewaltigungen, die sie nie begangen hatten, erst durch jahrelange internationale Proteste verhindert werden konnte. Woke hieß in diesem Sinne, wach zu bleiben für Ungerechtigkeit. Heute lässt sich sagen: Die Woken sind empört über das Elend der Unterdrückten, und diese Empörung teilen sie mit den Linken. Aber bei den Woken führt sie in einen Wald aus Traumata und übersieht, dass Menschen mehr sind als das, was die Welt uns angetan hat. Sie übersieht auch, dass Geschichte aus mehr besteht als aus Verbrechen. Die Woken haben sich dem Stammesdenken zugewandt, also einer Sortierung von Menschen nach Gruppenmerkmalen, doch Menschen handeln oft aus Gründen, die nichts mit Stammeszugehörigkeit zu tun haben.

ZEIT: Mit diesem Ausdruck rücken Sie die Woken, die sich selbst ja meistens dezidiert als Linke verstehen, weit nach rechts.

Neiman: Ich wähle den Ausdruck bewusst, um deutlich zu machen, dass es da eine Ähnlichkeit mit den Konservativen gibt, wenn nicht sogar mit den Reaktionären. Wie viele Konservative glauben die Woken, dass wir nur tiefe, echte Verbindungen mit denjenigen haben, die unserem Stamm angehören. Und wie die Reaktionären richten sie ihre Aufmerksamkeit auf die Macht und nicht auf Gerechtigkeit.

ZEIT: Wo genau verlaufen da die Unterschiede zur demokratischen Linken?

Neiman: Die Linken verstehen sich seit ihren Anfängen in der Aufklärung als universalistisch und nicht als tribalistisch, das haben sie mit den Liberalen gemeinsam. Ihre Werte sollen für jeden Menschen gelten, da kommt der Begriff der Menschenrechte her. Außerdem gibt es für die Linken wie auch für die Liberalen das gemeinsame Ziel der Gerechtigkeit, sie sehen einen Unterschied zwischen Macht und Recht, auch wenn es schwerfällt, den Unterschied zu machen. Und drittens glauben Linke wie Liberale immerhin an die Möglichkeit von Fortschritten, wenn sie auch nicht so naiv sind, an deren gesetzmäßige Gewissheit zu glauben. Linke unterscheiden sich von Liberalen dadurch, dass sie die sozialen Rechte nicht für Privilegien halten, sondern für Menschenrechte, wie es in der UN-Erklärung von 1948 festgehalten ist. Ich verstehe mich deshalb als Linke, auch wenn es mir sehr wichtig ist, breite Allianzen gegen den omnipräsenten Rechtsruck zu bilden.



Foto: Marlene Weidhausen/Agentur Focus

Ist das links oder woke?

Wer sich über das Elend der Unterdrückten empört, denkt noch lange nicht aufgeklärt. Ein Gespräch mit der Philosophin Susan Neiman, die sich als Linke versteht und mit ihrem neuen Buch das kritische Denken schärfen will

ZEIT: Aber warum befassen Sie sich mit den Woken? Die Konservativen sind nicht minder wichtig, wenn es darum geht, den autoritären Rechtsruck aufzuhalten.

Neiman: Das sind sie, gewiss. Und auch Konservative haben die Gerechtigkeit für notwendig gehalten. Aber sie wollen oft die Traditionen als naturgegeben verteidigen, ohne der Vernunft das Recht einzuräumen, diese Traditionen infrage zu stellen: Ist es wirklich natürlich, dass Frauen Bürger zweiter Klasse sind oder dass Kastengesellschaften an Hierarchien festhalten? Der Gerechtigkeit ist es nicht dienlich, an Traditionen unkritisch festzuhalten. Aber es ist relativ einfach, Konservative zu kritisieren. Hier wollte ich Selbstkritik üben, da die Woken eher zum politischen Lager gerechnet werden, in dem ich stehe.

ZEIT: Die Konservativen haben mit der Menschheit oft zumindest gefremdelt. Die extreme Rechte sowieso: Wer Menschheit sage, wolle betrügen, hat der Nazi-Staatsrechtler Carl Schmitt behauptet. Was antworten darauf Linke? Was haben denn alle Menschen gemeinsam? Sie selbst sagen doch in Ihrem Buch: Das Leben einer Jüdin in Brooklyn hat mit dem einer Jüdin in Berlin wenig gemeinsam.

Neiman: Kulturell gibt es sehr viele Unterschiede, aber politisch müssen wir auf Gemeinsamkeiten achten. Es ist und bleibt schwierig, die Abstraktion hin zur Menschheit zu vollziehen. Ich möchte Carl Schmitts Diktum entgegenhalten: Wer von Menschheit spricht, erhebt normative Ansprüche. Nichts anderes bedeutet es, zu sagen, die Würde des Menschen sei unantastbar. Faktisch wird die Würde unvorstellbar verletzt. Aber normativ soll es so nicht sein.

ZEIT: Sicher, aber was haben denn nun alle Menschen gemeinsam?

Neiman: Ich bin mit dem alten Aufklärer Jean-Jacques Rousseau der Auffassung, dass alle Versuche, das Ur-Menschliche zu bestimmen, politisch gefärbt sind. Aber wie Rousseau meine auch ich: Es sind vor allem zwei Eigenschaften, die alle Menschen gemeinsam haben. Sie fühlen ein Mitleid, das jeder Vernunft vorausgeht, wenn jemand in ihrer Nähe Schmerzen leidet, und sei diese Empathie noch so flüchtig. Wenn ein Baby weint, dreht sich jeder nach ihm um. Die zweite ist: Wir spüren eine Sehnsucht nach Freiheit und wehren Beschränkungen unserer Freiheit ab. Wichtig ist mir, dass man auf diesen beiden Eigenschaften einen Universalismus aufbauen kann, der nicht auf den religiösen Gedanken der Erbsünde zurückgeht.

ZEIT: Daraus entsteht noch lange keine Politik. Der Schmerz sei kein guter Lehrmeister, sagt der Philosoph Olüfemi Táíwo, ob er nun aus Unterdrückung geboren ist oder nicht.

Neiman: Der Schmerz ist kein guter Lehrmeister, aber er verbindet uns Menschen. Die eigentliche Frage lautet, ob man aus dem Schmerz eine Identität als Gruppe schmieden sollte. Ich meine Nein. Táíwo fügt ja sogar hinzu, die traumatische Erfahrung der Verwundbarkeit verleihe kein besonderes Recht, für eine Gruppe zu sprechen. Die Geschichte wird traditionell von den Siegern geschrieben, es war deshalb ein notwendiges Korrektiv, dass seit der Mitte des 20. Jahrhunderts die Fokussierung auf die Helden durch eine Aufmerksamkeit für die Opfer ersetzt wurde. Aber wir können in der Sorge für die Opfer eine Tugend sehen, ohne deshalb gleich das Opfersein für eine Tugend zu halten.

ZEIT: Sie plädieren also für Distanz zu reinen Opfergeschichten. Aber Sie unterstützen die amerikanische Black-Lives-Matter-Bewegung. Wie passt Distanz zur Empathie?

Neiman: Die Distanz schärft bei aller Empathie den politischen Blick: Das Töten unbewaffneter Menschen ist ein Verbrechen gegen die Menschlichkeit. Und es ist eine empirische Wahrheit, dass schwarze Amerikaner öfter Polizeigewalt erfahren als andere. Politisch folgt daraus auch die Forderung, die Polizeiausbildung angemessen zu finanzieren. In einigen Staaten der USA ist es schwerer, als Friseur zugelassen zu werden, als die Berechtigung zu bekommen, mit tödlichen Waffen den Staat zu vertreten. Erst eine universalistische Perspektive, wie sie die Aufklärung einnimmt, öffnet diesen Blick.

ZEIT: Sie beziehen sich auf die Aufklärung und die Menschenrechte. Aber Sklavenschiffe, die im 18. Jahrhundert ihre Ware nach Amerika fuhren, trugen auch Namen wie *Jean-Jacques* oder *Liberté*, Freiheit. Die woke Kritik an der weißen europäischen Aufklärung hat gute Gründe.

Neiman: Die Ideale der Aufklärung sind nie vollkommen realisiert worden. Die Denker des 18. Jahrhunderts waren Männer ihrer Zeit. Sie waren also sexistisch, und man findet in ihren Werken auch rassistische Bemerkungen. Doch das ändert nichts daran, dass sie bahnbrechend darin waren, den Eurozentrismus zu verwerfen und Europa aus der Perspektive der restlichen Welt zu sehen.

ZEIT: Auch der kolonialisierten Welt?

Neiman: Kant, Voltaire und Diderot waren scharfe Kritiker des Kolonialismus und der Sklaverei. Die Aufklärer waren wie alle linksliberalen Intellektuellen nur teilweise erfolgreich. In Voltaires *Candide* sehen wir, wie die Aufklärung die herrschenden Verhältnisse kritisiert: Er porträtiert da einen versklavten Afrikaner in Suriname, der einen Fluchtversuch unternimmt und deshalb ein Bein abgeschlagen bekommt, der sagt: »Das ist der Preis für eure Sucht nach Zucker in Europa!« Aber das heißt doch nicht, dass diese Kritik überall gehört wurde.

ZEIT: Die Frauenrechte wären diesen vernünftigen Männern nicht eingefallen.

Neiman: Die aufgeklärte Vernunft, die diese Denker den Frauen absprechen, war dennoch das unerzetzliche Werkzeug der Frauen, um ihre Rechte zu erkämpfen. Und darin lag ein möglicher Fortschritt.

ZEIT: Worin bestünde heute noch ein möglicher Fortschritt, angesichts der allgemeinen Ernüchterung?

Neiman: Ich bin Philosophin, nicht Prophetin. Es gibt die verbreitete Skepsis, dass vor lauter westlicher Werte-Rhetorik nichts geschieht, was den Namen einer positiven Veränderung verdient. Und dass die Vernunft letztlich wirkungslos bleibt, weil sie nur eine subtile Form von Macht ist. Ist es aber eine Banalität, dass Ehen zwischen Weißen und Schwarzen und unter Homosexuellen nicht mehr verboten sind? Dass Gewalt gegen Kinder inzwischen ein Straftatbestand ist?

ZEIT: Gewalt bleibt aber nun mal allgegenwärtig.

Neiman: Es gehört zur linken Kritik an der Moderne, wie sie Michel Foucault vorgetragen hat, in der Vernunft nur ein Werkzeug der Macht zu sehen. Damit schwindet aber die fundamentale Unterscheidung zwischen der Gewalt und einer Überzeugung dahin.

ZEIT: Wo genau liegt sie?

Neiman: Wer einmal geschlagen worden ist, wird den Unterschied genau kennen. Ich möchte es zuspitzen: Die Unterscheidung zwischen vernünftigen Gründen und Gewalt ist keine andere als die zwischen Demokratie und Faschismus. Vernunft kann die Wirklichkeit verändern, und auch in Zukunft sollte nicht von Autoritäten festgelegt werden, was vernünftig ist. Der liberale Pragmatiker Richard Rorty hat die akademische Linke, die von Foucault geprägt ist, scharf kritisiert, als er sagte, die Linke sei mit der Demaskierung der Gegenwart so sehr beschäftigt, dass sie leider keine Zeit habe, eine bessere Zukunft zu realisieren. Ebendies ist die Gefahr, in der die woke Bewegung steht. Im Grunde wie Carl Schmitt: Der ätzt gegen liberale demokratische Parlamente, die nichts tun, außer endlos alles zu zerreden. Das ist verführerisch. Man vergisst nur leicht: Das läuft im Kern auf eine politische Theorie des Krieges hinaus. Dann bleibt von Politik nichts als der Kampf um die Macht.

Das Gespräch führte Elisabeth von Thadden

Susan Neiman: Links ≠ woke.
Aus dem Englischen von Christiana Goldmann.
Verlag Hanser Berlin, 175 S., 22,- €